

Otto A. Böhm

Frei nach Schopenhauer

Philosophischer Roman



Otto A. Böhmer

Frei
nach
Schopenhauer

Verlag Karl Alber Freiburg/München



Originalausgabe

© VERLAG KARL ALBER
in der Verlag Herder GmbH, Freiburg / München 2018
Alle Rechte vorbehalten
www.verlag-alber.de

Satz: SatzWeise GmbH, Trier
Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN (Buch) 978-3-495-49000-6
ISBN (E-Book) 978-3-495-81501-4

Für Christel und Mareike

Inhalt

Erster Teil Schöne Aussicht

Unglaublich sesshaft _____	13
Wenn man auch noch so alt wird _____	23
Einmarschieren! _____	31
Hier und dort _____	45
Treffen sich zwei Schwerhörige _____	56
Auf fremdem Terrain _____	71
Was denn nun _____	80

Zweiter Teil Nicht lustig

Merkwürdig entrückt _____	91
Auch wieder wahr _____	98
Vermutlich eine Ewigkeit _____	106
Ein Schnäppchen _____	115

Goldene Lichter _____	126
Wasserstandsmeldung _____	135
Auf ein Wort _____	144
Das große Schwanken _____	153
Nun aber _____	161
Hinter der Mauer _____	174
Als Mensch gesehen _____	177
Heilige Einfalt _____	186
Alles noch da _____	193
Nicht ganz richtig im Kopf _____	199
Empfangsbereit (Rückblick) _____	207

Dritter Teil Das Lied von der Heimkehr

Im Gegenlicht _____	219
Geht's noch? _____	229
Ganz jung und ganz alt _____	240
Nicht immer korrekt _____	251

Was keiner mehr will _____	260
So nicht _____	267
Wolkmann _____	278
Nur eine Frage _____	294
Nach Landessitte _____	302
Lob der Stille _____	308

Erster Teil

Schöne Aussicht

»Erst sehr weit hinaus ist alles, was einem begegnet
und auffällt, das Selbe.«

Ernst Bloch

Unglaublich sesshaft

Als Prof. Dr. Egidius Fitzroy häufiger von dunklen, wenngleich wohl eher unbehaglichen als unerträglichen Gedankenbildern heimgesucht wurde, machte er sich Sorgen. Er tat dies, seiner Physiognomie und seinen sonstigen Verrichtungen entsprechend, gemessenen Schrittes, wenn man das so sagen darf. Auch in seinen Überlegungen nämlich, die zum Pflichtprogramm des über ihn verhängten Lebens gehörten, bewegte sich Fitzroy am liebsten langsam, er verweilte gern hier und dort, ließ ganz einfach kommen, was kommen sollte. Der Mensch, war seine Überzeugung, ist ein Empfänger, kein Sendbote, er hat im Rahmen insgesamt bescheidener Möglichkeiten hellhörig zu sein, weil ihm sonst etwas entgehen könnte, das wichtig für ihn ist. Entgeht ihm dann aber tatsächlich etwas, weil er z.B. ein Tagesschläfchen zu viel hält oder sich anderweitig ablenken lässt – auch nicht schlimm; in seiner persönlichen Vorratshaltung, die er bis zum Ende mit durchzuschleppen hat, wird von geheimer Hand für Ausgleich und Ordnung gesorgt. Tatsächlich hatten Fitzroys private Visionen aber mit seinem Ende zu tun, an das er zuvor kaum einen Gedanken verschwendet hatte. Warum auch; schließlich gibt es ja kein unergiebigeres Thema als den Tod, der sich auch deshalb auf keine Diskussionen einlassen kann, weil er gar nicht so viele Lebenslichter ausblasen kann, wie anderswo angesteckt werden. Auch der Tod steht unter Rationalisierungsdruck, er muss liefern, stößt dabei als Kleinunternehmer aber immer mehr an seine Grenzen. Um das Bevölkerungswachstum einigermaßen in Grenzen zu halten, sind ergänzende, großflächig aufgezone Maß-

nahmen gefragt wie Kriege, Klimakatastrophen oder Seuchen. Fitzroy, der bei solchen Überlegungen immer ein wenig in sich zusammensackte und ein schiefes Lächeln aufsetzte, war allein, er durfte so etwas denken, politische Korrektheit war in seiner Praxis nicht gefragt, zumal sie auch seinem philosophischen Hauptsponsor Dr. Arthur Schopenhauer, nach dessen Lehre sich die Beratungsgespräche in diesen Räumlichkeiten richteten, nicht in den Sinn gekommen wäre.

Prof. Dr. Egidius Fitzroy verspürte vage Beklemmungen, wenn er an sein Ende dachte, sein massiger Körper sandte vorsichtige Warnsignale aus, kleine Übelkeitswellen etwa, die von unten nach oben rollten und sich bevorzugt in der Brustmitte festsetzten, unweit jenes Bereichs, in dem der unermüdlichste aller Dienstleister, das Herz, seinen Pflichten nachkam. Vor vielen Jahren, als er, für seine Verhältnisse, noch deutlich lebensfroher gewesen war, hatte er sich für die zweite Hälfte seines Lebens eine fast einfältig zu nennende Privatvision zurechtgelegt: Er war unglaublich sesshaft geworden, hatte eine Familie gegründet, die Tage vergingen in stiller Hurtigkeit, in den Nächten schlief er den Schlaf des Gerechten. So verging die Zeit – was sollte sie auch anderes tun. Er wurde alt und älter, seine Frau, die ihm ein oder zwei anmutige Töchter geschenkt hatte, alterte mit ihm, was sich, in zusätzlich beruhigender Weise, auf ihr eheliches Geschlechtsleben auswirkte, dem die Leidenschaftlichkeit abhandenkam. Die gemeinsame Existenzführung wird dadurch jedoch nicht eingeschränkt, sondern kann noch geordneter ablaufen; Überraschungen sind immer noch möglich. Keine Überraschung war, dass Fitzroy dabei zusehends dicker wurde, er hatte dazu schon immer Talent gehabt, dem er in jüngeren Jahren noch Beschränkungen auferlegt hatte, die nun nicht mehr nötig waren, er durfte sich gehen lassen, was seine Frau, die insgesamt

merkwürdig drahtig blieb, zunächst noch mit unfreundlichen Bemerkungen kommentierte, in der Folge aber nur noch gleichgültig zur Kenntnis nahm – auch ein dicker Philosoph ist ein Philosoph, sagte sie, damit war dieses Thema für sie durch. Man kann nicht sagen, dass Fitzroy gerne dick war; glücklich fühlte er sich nicht dabei, aber wann hatte einer wie er sich schon glücklich gefühlt. Letztlich ging es nur darum, das Leben, dieses »Pensum zum Abarbeiten«, wie es sein philosophischer Einflüsterer Schopenhauer nannte, einigermaßen unbeschadet zu durchstehen, also gesund zu bleiben, was man auch mit beträchtlicher Leibesfülle konnte. Daraus wiederum ließ sich, bei wohlwollendem Bedenken, eine Art Hausmacher-Frömmigkeit beziehen, für die man keinen Gott benötigte, sondern nur ein Gefühl wohliger Sicherheit, das einem sagte: Es ist alles in Ordnung, du bekommst, was du verdienst, und danach sehen wir weiter, was dich aber dann nicht mehr interessieren muss. Er hatte sozusagen immer ein Licht am Ende des Tunnels vor Augen, durch den zu zwängen allerdings zunehmend mühsamer wurde; wäre er selbst nicht so zunehmend gewesen, hätte er es vermutlich leichter gehabt. Aber wer weiß.

So in etwa hatte sich Prof. Dr. Egidius Fitzroy die zweite Hälfte seines Lebens vorgestellt, die auch in etwa so eintraf, wie er sie sich ausgemalt hatte; zwar war ihm nicht vergönnt gewesen, eine Familie zu gründen, er hatte keine drahtige Frau, auch nicht ein oder zwei anmutige Töchter, aber sonst stimmte fast alles: Er wurde älter und dicker, die Leidenschaftlichkeit kam ihm abhanden, und er sah das tröstliche Licht am Ende des Tunnels. Nein. Er sah es eben nicht mehr, da war auf einmal nur noch das Dunkel am Ende des Tunnels. Obwohl dieser Umstand an sich kein Anlass zur Beängstigung sein konnte, schließlich ist alles, fast alles eine Frage der Wahrnehmung, und manche sehen,

je nach Getränkezufuhr, nicht nur ein Licht und einen Tunnel, sondern deren vier oder fünf, fing Fitzroy, wie gesagt, an, sich Sorgen zu machen. Nicht um Gott, um den schon gar nicht, nicht um die Welt, um die es bekanntlich nicht gut steht, sondern um sich selbst; so viel Eigennutz muss sein. Ein Verdacht war in ihm aufgekommen und wurde zur Gewissheit: Er war eben doch nicht gesund, sondern krank, der Druck in seiner Brust deutete auf ein geheimes Leiden hin, dem vermutlich nicht mehr beizukommen war. Fitzroy erhob sich schnaufend von seiner Tagesliegestatt, absolvierte ein paar wacklige Schritte in seinen Praxisräumen, von denen es am Ende der Wohntrasse in seine Privatgemächer überging; eigentlich kein Unterschied, er war hier wie dort zu Haus und unbehaust. Zugegeben, es war ein Privileg, auf so komfortable Weise wie er unglücklich zu sein, so luxuriös und abgeschirmt, aber gerade das erhöhte auch den in ihm aufgestauten Leidensdruck. Er seufzte, wischte sich zwei, drei dekorative Tränchen aus den Augen, die mit den Jahren kleine Sichtkrater um sich versammelt hatten. Nochmal die Praxisräume abgeschritten, keine Kunden, am Montag hatte er, nach dem Vorbild anständiger Friseure, Ruhetag. Gutes Stichwort, Ruhe, man soll es, gerade als denkender Mensch, mit der Bewegung nicht übertreiben, das untergräbt die Gesundheit, auch wenn die, wie in seinem Fall, ohnehin schon untergraben, ja womöglich längst in ihr bedrohliches Gegenteil umgeschlagen war. Er setzte sich an seinen Schreibtisch; der Bürostuhl mit flexibler Rückenlehne und variabler Sitzfläche war, musste man zugeben, für ihn inzwischen zu klein und zu eng geworden. Wieder holte er tief Luft, rasselte sein Atem nicht schon, wurde sein Herz nicht gerade von inwendig angreifenden Feinstichattacken heimgesucht? »Nein«, sagte er, »keine Panik.« Mit zunehmendem Alter gönnte er sich inzwischen auch eine Gepflogenheit, die

ansonsten im Repertoire seines philosophischen Ratgeberprogramms unter der Rubrik *Beginnende Demenz, Warnzeichen* geführt wurde: er sprach mit sich selbst, besonders montags, wenn er Ruhetag hatte. »Nein«, wiederholte er. »Seien wir doch ehrlich. Es geht uns gut. Und besonders, dass ich diese Praxis führen darf, habe ich gefälligst als Geschenk anzunehmen. Man kennt mich, man kommt zu mir, man hört auf mich. Kann man nicht sogar sagen, dass man mich schätzt und liebt?« Nein, konnte man nicht sagen, denn an dieser Stelle hatte er einen Frosch im Hals und krächzte nur noch. »Also, sagen wir so: Ich werde mehr geschätzt als geliebt, und dabei ist man gar nicht mal auf Praxisbesuche bei mir angewiesen, die im Übrigen leider immer noch nicht von der Kasse bezahlt werden, sondern kann sich schriftlich Rat von mir einholen, denn ich betreibe, wie Sie alle wissen (?), die Kolumne *Fragen Sie Fitzroy*, die bevorzugt Antwort auf Fragen gibt, die gar nicht gestellt wurden.«

Tatsächlich war Prof. Dr. Egidius Fitzroy vor Jahren zum philosophischen Lebensberater befördert worden, ohne dass er sich gegen diese, wie er fand, immer noch zweifelhafte Ehre länger als unbedingt nötig gewehrt hätte. Ihm war es damals geglückt, ein halbwegs erfolgreiches kleines Buch zu schreiben, dessen Titel *Praxis Dr. Schopenhauer – Was wirklich zählt im Leben*, ausgeheckt in der Marketingabteilung des Verlages, sich als so eingängig erwies, dass der Autor Fitzroy mit einem Mal bekannter wurde, als er sich fühlte, und mit Leuten in Kontakt kam, denen er bislang erfolgreich aus dem Weg gegangen war. So trat denn auch ein Beauftragter der Internationalen Schopenhauer Gesellschaft an ihn heran, der nach der Lektüre von Fitzroys Buch der naheliegenden Meinung war, dass es sich bei dem Verfasser um einen eingefleischten Schopenhauerianer handeln müsse, was aber nicht ganz stimmte, denn Fitzroy hatte sein

Philosophiestudium absolviert, ohne sich dezidiert zu einem einzelnen Philosophen zu bekennen oder gar die Mitgliedschaft in einer der dazugehörigen Verwertungs- und Bekennergemeinschaften anzustreben. Dass er dann sozusagen bei Schopenhauer hängengeblieben war, verdankte sich bei nüchterner Prüfung der Materiallage; von allen Philosophen, die er gelesen hatte, was, musste er zugeben, dann letztlich doch nicht so ganz viele waren, wirkte der Frankfurter Einzelgänger am überzeugendsten: Schopenhauer, im persönlichen Umgang wohl eher ein Unsympath, wie Fitzroy fand, blieb nahe dran an den Dingen des Lebens, mit denen sich auch Nichtphilosophen auseinanderzusetzen haben. Die Weltsicht, die daraus zu beziehen ist, bleibt alltagstauglich, hält sich von Illusionen weitgehend frei und setzt stattdessen auf das Menschenmögliche, dem dabei allerdings etwas die Begeisterungsfähigkeit abhandenkommt. So oder ähnlich hatte Fitzroy in seinem Buch *Praxis Dr. Schopenhauer* argumentiert; es reichte, um die Aufmerksamkeit der Internationalen Schopenhauer Gesellschaft auf sich zu ziehen, die nicht nur über die Lehre des Meisters wacht, sondern auch an gesteigerter, über die Fachkreise hinausreichender Verbreitung interessiert ist. Man unterbreitete ihm ein Angebot, das, trotz der in den Satzungen festgehaltenen Verpflichtung zum sparsamen Umgang mit den Geldern der Gesellschaft, für die sich Schopenhauers eigene, gelegentlich etwas knauserig anmutende Haushaltsführung als Vorbild benennen ließ, auf die diskrete Finanzierung einer philosophischen Praxis hinauslief, die Prof. Dr. Egidius Fitzroy im Namen der Gesellschaft betreiben sollte. Gesagt, getan. Das Angebot kam Fitzroy gerade recht. Er, der von Haus aus ein kleines Erbteil sein eigen nannte, mit dem er pfleglich umgegangen war, so dass er nicht auf die Zwänge hektischer Erwerbstätigkeit angewiesen war, wollte sich ohnehin als

Privatgelehrter und freier Autor niederlassen; dass ihm dafür nun eine Art Anschubfinanzierung nebst Unterhaltsbeihilfe zuteilwurde, konnte nur begrüßt werden.

»Schopenhauers später Ruhm setzte, zögerlich zunächst, aber dann doch nahezu gradlinig verlaufend, mit der Veröffentlichung seines Buches *Parerga und Paralipomena* im Jahre 1851 ein. Dieses Werk, dessen Titel (in deutscher Übersetzung: Nebenarbeiten und Nachgebliebenes) eher auf eine komische Oper als auf ein philosophisches Erfolgsbuch, das auch ein größeres Lesepublikum ansprechen konnte, schließen läßt, berichtet aus dem Garten des Menschlichen im Stile eines großartigen Reiseschriftstellers. ›Ja, das ist es‹, befand schon Leo Tolstoi, ›das ist die Welt in einer unglaublich schönen und hellen Spiegelung!‹ Gespiegelt wurden in der Tat alle Bereiche des Lebens, die von jeher Menschengedanken in Beschlag genommen haben. Das Inhaltsverzeichnis der *Parerga und Paralipomena* liest sich denn auch wie eine poetische Phänomenologie des Daseins: *Über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des einzelnen; Über Urteil, Kritik, Beifall und Ruhm; Über Selbstdenken; Über Sprache und Worte; Über die Weiber; Über die Erziehung; Über Lärm und Geräusch; Von dem, was einer ist; Von dem, was einer hat; Von dem, was einer vorstellt* und anderes mehr.

Die *Parerga und Paralipomena* wurden als wahrhaftige *Aphorismen zur Lebensweisheit* aufgenommen (so auch der Titel des Hauptstücks der Sammlung, das – mit ungezählten Nachdrucken und Separateditionen – als Schopenhauers erfolgreichstes Buch in die Literaturgeschichte der Philosophie eingehen sollte). Das Publikum fand sich darin tatsächlich mit Einsichten belohnt, die den unverrückbaren Kern menschlichen Existierens betrafen.«

»Schopenhauer hatte nun seine Leser, und die ›Komödie‹ seines ›Ruhmes‹, wie er die Aufmerksamkeit, die ihm noch zuteil wurde, selber nannte, beglänzte ihm – er nahm es gelassen und mit wachsender Genugtuung zur Kenntnis – die letzten Jahre seines Lebens. Schon zuvor war er, auch das erfreute ihn, zu einem Original, ja zu einer Art lebenden Legende geworden, die man später in diversen Karikaturen verewigte: In Frankfurt am Main, wo er sich 1833 niedergelassen hatte und bis zu seinem Tod (1860) in der *Schönen Aussicht* lebte, unternahm er mit seinem Pudel regelmäßige Spaziergänge. Sein Schüler Gwinner berichtet: ›Nach Tisch ... hielt er eine Stunde Siesta. Den ersten Teil des Nachmittags füllte dann leichtere Lektüre aus. Gegen Abend ging er, von seinem Pudel begleitet, ins Freie ... Sein Schritt war bis ins letzte Jahr seines Lebens voll jugendlicher Spannkraft und Geschwindigkeit. Dabei war sein Körper in beständiger Aktion, und er pflegte mit seinem Stock, einem kurzen dicken Bambusrohr, von Zeit zu Zeit heftig auf den Boden zu stoßen. Vor der Stadt zündete er sich eine leichte Zigarre an, die er aber nur zur Hälfte rauchte, da er den feuchten Rest für schädlich hielt. Zuweilen blieb er stehen, sah sich um und eilte dann wieder, einige unartikulierte Laute ausstoßend, weiter. Diese seine Gewohnheit, sein überaus sanguinisches Temperament dann und wann laut werden zu lassen, ... brachte ihn wohl bei Vorübergehenden in Verdacht, als mokierte er sich über sie ...‹«

»Schopenhauer wußte, wie nichtssagend und bedeutungsleer, von außen gesehen, und wie dumpf und besinnungslos, von innen empfunden, das Leben der allermeisten Menschen dahinfließt. ›Es ist ein mattes Sehnen und Quälen, ein träumerisches Taumeln durch die vier Lebensalter hindurch zum Tode, unter Begleitung einer Reihe trivialer

Gedanken. Sie gleichen Uhrwerken, welche aufgezogen werden und gehen, ohne zu wissen, warum; und jedes Mal, daß ein Mensch gezeugt und geboren worden, ist die Uhr des Menschenlebens aufs neue aufgezogen, um jetzt ihr schon zahlreiche Male abgespieltes Leierstück abermals zu wiederholen, Satz vor Satz und Takt vor Takt, mit unbedeutenden Variationen.« Schopenhauer aber wußte auch: »Solange der Ausgang einer gefährlichen Sache nur noch zweifelhaft ist, solange nur noch die Möglichkeit, daß er ein glücklicher werde, vorhanden ist, darf an kein Zagen gedacht werden, sondern bloß an Widerstand – wie man am Wetter nicht verzweifeln darf, solange noch ein blauer Fleck am Himmel ist.« Wobei es, nicht zu vergessen, eine Sache gibt, die wichtiger ist als jede Philosophie und jedes Wetter: »Überhaupt aber beruhen neun Zehntel unseres Glücks allein auf der Gesundheit.«

»Arthur Schopenhauer steht nahezu unverrückbar im Strom philosophischer Meinungsbildung. Er hat seine Anhänger, und es werden immer mehr. Schopenhauer ist ein Mann für alle Fälle, von ihm lassen sich Einsichten beziehen, die nicht unbedingt glücklich(er) machen, wohl aber das herbeireden können, was der heutige Mensch, in ungemütlichen Zeiten und von Vergreisung bedroht, anscheinend am nötigsten braucht: Gelassenheit.«

»Schopenhauer hat sein gut bewachtes Weltanschauungsgebäude immer mal wieder gern verlassen, um sich ins Freie zu begeben. Dort befiel ihn, wenn er sich nicht zur Ordnung rief und seine Philosophie unbeaufsichtigt ließ, eine Stimmung, die wenig von sich hermacht, dafür jedoch um so wertvoller ist: »Der Heiterkeit, wann immer sie sich einstellt, sollen wir Tür und Tor öffnen: denn sie kommt nie zur unrechten Zeit, weil nur sie unmittelbar in der

Gegenwart beglückt; weshalb sie das höchste Gut ist für Wesen, deren Wirklichkeit die Form einer unteilbaren Gegenwart zwischen zwei unendlichen Zeiten hat ...« **

*(** Zitate, auch im Folgenden, aus: Fitzroy, Praxis Dr. Schopenhauer – Was wirklich zählt im Leben. 4. Aufl., München 2009)*

Wenn man auch noch so alt wird

Sehr geehrter, lieber Herr Professor,
nach wie vor fühle ich mich von Ihren Kolumnen erheitert und belehrt. Allerdings habe ich den Eindruck, dass Sie zuletzt den Pfad der reinen Lehre etwas verlassen haben, um sich auch anderweitig umzuschauen. Das ist nicht verboten und kann, wie die Erfahrung lehrt, gelegentlich sogar gewinnbringend sein. Auch *unser* Philosoph hat sich ja ab und zu in einem Umfeld orientiert, das nicht das seine war, weswegen er denn auch immer wieder zügig in den Wohnbunker zurückgekehrt ist, der seine Heimat war. Kurzum, ich möchte Sie frank und frei fragen: Sind Sie von Schopenhauer, dem Welterklärer und Menschenversther, abgerückt? Wenn ja, würde es mir leidtun. An meiner Wertschätzung für Sie muss sich dadurch aber nichts ändern ...

Mit besten Grüßen

Ihr Carsten S.

Lieber Carsten S., – ich danke für Ihre Zuschrift, die mich ein klein wenig ratlos gemacht hat. Zum einen, weil Ihr Eindruck nicht ganz täuscht: Ich rechne mich tatsächlich nicht (mehr) zu den unmittelbaren Gefolgsleuten *unseres* Philosophen, weil ich – dies zum andern – eine solche Gefolgschaft noch nie eingegangen bin; ich dachte, mich darüber an dieser Stelle schon einige Male verständlich gemacht zu haben. Wenn Sie so wollen, liegt einer solchen Einschätzung eine Lesart der Schriften zugrunde, die sich als eigenständig, ja bei Gelegenheit sogar als in Maßen widerborstig versteht. Ich glaube zudem, dass ich dafür eine Tageszulassung des

Weisen aus der *Schönen Aussicht* erhalten hätte, gibt es doch einen Satz von ihm, der, da er etwas zu derb geraten ist und deswegen wohl zu Recht nicht im offiziellen Werkekanon Aufnahme fand, so vielseitig verwendbar ist, dass er sich, nicht zuletzt, auch gegen seinen Urheber verwenden lässt: *Nur die eigenen Gedanken zählen*, schrieb Schopenhauer, *fremde Gedanken sind geschissene Scheiße*. In diesem Sinne empfehle ich uns Prinzipientreue, die sich ruhig auch mal ablenken lassen darf.

Mit herzlichem Gruß Ihr: Fitzroy

Sehr geehrter Fitz,

warum ist es nur so, dass ich, der ich vor Urzeiten sogar mal einen kleinen Orden für Zivilcourage bekommen habe, deren angebliches Verschwinden heutzutage ja gern beklagt wird, seit kurzem Angst habe: Angst vor dem, was ich nicht kenne, was aber, in anderer, für mich nicht zugänglicher Wissenskonstellation, längst feststeht und, wenn's denn sein soll, über mich kommen wird? Ist diese ungeschlachte Angst nur mein persönliches Problem und tut eigentlich nichts zur Sache? Bin ich womöglich ein nervöses Weichei geworden, das zu viel Zeit hat und sich dabei in gänzlich unergiebigem Gedankengängen verrennt? Und müsste ich deshalb nicht vielleicht sogar eher psychologischen statt lebensphilosophischen Beistand einholen?

Schöne Grüße, auch an Herrn Roy,

W.B.

Sehr geehrter Herr W. B., – zunächst einmal eine kleine unerhebliche Korrektur: den Kollegen Roy gibt's nicht, er ist Teil von mir, wir beide sind Fitzroy. Leider. Nun aber zu Ihrer Frage. Ich verstehe Sie so, dass Ihnen mit einem Mal,

vielleicht sogar aus dem vielzitierten heiteren Himmel, bedrohlich erscheint, was bei anderen nicht auffällig wird, ja zur Tages- und Nachtroutine gehört: Sie haben Angst vor dem Unausweichlichen, einem Schicksalsschlag etwa, Krankheit, Unfall, die Gefahren lauern bekanntlich an allen Ecken und Enden, so dass eine Erkenntnis, die *nicht* von Schopenhauer stammt, unangefochten Gültigkeit hat: Leben ist immer lebensgefährlich. Eine solche Angst aber ist unergiebig und wird gerade deshalb vom evolutionären Programm nur in Ausnahmefällen bedient. Trotzdem komme ich mir ein wenig einfältig vor, wenn ich Ihnen zurufe: Lassen Sie die Angst nicht mehr zu, werden Sie wieder guten Mutes. Ich weiß, das ist leichter gesagt als getan, aber einen anderen Weg sehe ich nicht, schon gar keinen psychologisch ausgedachten, denn bei den Psychologen kommen Sie vom Regen in die Traufe, das war schon immer so. Man wird vonseiten der Seelenkundler noch ganz andere Ängste bei Ihnen entdecken, die allesamt im frühkindlichen Schädigungsraum geortet werden, der für den wachsamen Psychologen die eigentliche Heimwerkstatt ist, in der er gern herumschraubt und bastelt. (Sie merken, ich bin diesbezüglich nicht sehr objektiv gestimmt, was womöglich daran liegt, dass ich mich selbst mal im psychoanalytischen Klammer- und Würgegriff befand, wovon an dieser Stelle aber ansonsten keine Rede sein soll – dankenswerterweise.)

Über unserem Leben liegt ein Geheimnis, ein *Mysterium*, wie es der spanische Dichter Miguel de Unamuno (1864–1936) nannte, der einst Deutsch lernte, um Schopenhauer im Original lesen zu können; dieses Geheimnis ist unser eigentliches Geschenk, denn es enthält uns u. a. auch vor, was uns alles noch so blüht und, dies vor allem, wann es uns blüht. Gut so. Im Übrigen müssen wir damit leben, dass alles, fast alles – zumal wenn wir erst kein Glück

haben und dann auch noch Pech dazukommt – auf uns zurückfallen kann, ähnlich etwa dem Fall des unbegabten Terroristen, der eine nicht ausreichend frankierte Paketbombe zur Post gab, die prompt an den Absender retourniert wurde. Beim Öffnen des Pakets –, nun ja, Sie wissen schon: ein Terrorist weniger, für den inzwischen aber irrwitzig viele, und leider auch geschicktere, nachgerückt sind ...

Ich empfehle also Gelassenheit und aufmerksamen Umgang mit der Hauspost! Mit herzlichem Gruß: Fitzroy

Werter Herr Fitzroy!

Ich habe Ihnen oft und gern geschrieben, und Sie haben mir freundlicherweise genauso oft, möglicherweise aber nicht immer genau so gern geantwortet, was allemal zu verstehen ist, denn von Ihnen will ja ständig jemand was; vergnügnungssteuerpflichtig ist das nicht, manchmal wohl eher eine Zumutung.

Heute wende ich mich noch einmal an Sie, es könnte u. U. mein letztes Mal sein. Wie Sie vielleicht noch wissen, bin ich nicht mehr ganz jung, Ende 70, demnächst drohen Feierlichkeiten zu meinem 80. Geburtstag, den ich aber, nach dem Stand heutiger Stimmungslage, nicht unbedingt mehr erleben möchte. Ich bin inzwischen, und zwar sehr abrupt und ohne vorwarnende Anzeichen, altersdepressiv geworden. Das Jahr besteht aus einer einzigen Jahreszeit, und die ist grau. Jede Bewegung macht mir Mühe, auch die der Gedanken, denen nichts, aber auch gar nichts Frohsinniges mehr innewohnt. Wenn mir nicht alles so unendlich mühsam und lähmend erscheinen würde, hätte ich auch schon an Selbstmord gedacht, aber was soll das bringen, wenn man sich vom grauen Grau ins dunkle Nichts befördert; ganz abgesehen von dem Umstand, dass Selbstmorde ja auch kolossal schiefgehen können, dann hat man

endgültig nichts Halbes und nichts Ganzes, ist ein Krüppel und vegetiert, missmutig betreut von überforderten und schlecht entlohnemtem Pflegepersonal, in einer Anstalt auf das Ende seiner Tage zu.

Langer Klagerede kurzer Sinn: Haben Sie nicht vielleicht doch noch einen kleinen Trost für mich, eine unwiderstehliche Durchhalteparole oder einen philosophischen Witz, der nachhaltig und altentauglich ist??

In bewährter Verbundenheit: Ihr Carlos Z.

Lieber Carlos Z., – muss ich mir Sorgen machen?? Ja, das muss ich wohl, aber ich möchte – übrigens auch an einem Tag, wie er grauer und fader kaum sein kann – meinen kleinen Beitrag dazu leisten, dass diese Sorgen nicht über das zulässige Maß hinausgehen. Wie kann ich Ihnen helfen? Ich bin ein paar Tage jünger als Sie, aber auch ich komme *an Tagen wie diesen* nur mit Durchhalteparolen nach Hausmacherart über die Runden. Wenn ich morgens ins Bad schlurfe, bekomme ich im Breitwandspiegel schon mal ein erstes Bild des Grauens vorgeführt, und das Grauen hat einen Namen: Fitzroy. (Kommen Sie mich bei Gelegenheit mal besuchen, morgens, wenn die Nacht noch nicht abgezogen ist und der Tag sich mürrisch herrichtet; dann treten wir beide, Seit an Seit, vor besagten Spiegel, um vorurteilsfrei festzustellen, wer von uns beiden älter aussieht – wollen wir wetten, dass ich es bin?) So viel zum Stichwort *Selbstbewusstsein*, dem in der gesamten Psychobranche ja mächtig Bedeutung zugemessen wird, weil ohne ein stabiles Selbstbewusstsein angeblich nichts läuft, vor allem keine Abwehrkräfte gegen die allüberall lauernden Depressionsviren mobilisiert werden können. Sie merken aber, lieber Carlos, dass ich daran, wie auch an anderes, nicht so recht glaube ...

Zurück zu *Ihrer* Sache, die auch meine ist: Auf dem Marsch ins Alter nämlich sind wir nicht allein, was einerseits verstörend ist – man schaue sich nur um unter den Heerscharen der ein- und ausgelagerten Alten, von denen viele so leer und traurig gucken, obwohl die ständig steigende Lebenserwartung doch gern als Segen und Geschenk gepriesen wird –; andererseits aber auch eine listige Solidarität hervorruft, die es auszukosten gilt, steht sie doch sehr nahe an der *Heiterkeit*, die der Philosoph so sehr zu schätzen wusste, dass er selbst manchmal vergaß, ihr nachzukommen. Krampfhaftige Heiterkeit aber ist ohnehin nicht angesagt, sondern viel eher eine Einsicht, die – wenn man bereit ist, an sie zu glauben, was manchen, vor allem: arg wissenschaftsgläubigen Zeitgenossen widerstrebt – eine zeitübergreifend beruhigende Wirkung hat: *Wenn man auch noch so alt wird, befand Schopenhauer, so fühlt man doch im Innern sich ganz und gar als denselben, der man war, als man jung, ja, als man noch ein Kind war.* Für mich, lieber Carlos, ist das eine Gewissheit, an die man sich halten kann. Was auch immer an äußeren (in der Regel: eher unguten) Veränderungen über uns kommt, sie tun, mit Blick in unseren geheiligten inneren Bezirk, nichts zur Sache. Und noch eine Botschaft lässt sich dem Alter ablauschen: *Nur wer alt wird, erhält eine vollständige und angemessene Vorstellung vom Leben, indem er es in seiner Ganzheit und seinem natürlichen Verlauf, besonders aber nicht bloß ... von der Eingangs-, sondern auch von der Ausgangsseite übersieht, (...) während die übrigen stets noch in dem Wahn befangen sind, das Rechte werde erst noch kommen.*

Ich hoffe, lieber Carlos, dass ich Ihnen ein wenig weiterhelfen konnte und Sie beim Lesen dieser Zeilen nicht ganz entschlummert sind. Wenn aber doch, wäre das auch nicht schlecht, gilt der Schlummer doch, quer durch alle philoso-

phischen Schulen, als heilsam und, bei günstigem Ausgang, dann auch als inspirationsfördernd ...

Herzliche Grüße Ihres Fitzroy

Sehr geehrter Herr Fitzroy!

Ich schreibe Ihnen und rede Sie dabei nicht mit Ihren Titeln an, was nicht ungehörig ist, sondern auf einer begründeten Vermutung beruht, die ich demnächst zur Gewissheit machen werde. Sie sind nämlich, lassen Sie mich das frank und frei sagen, weder Dr. phil. noch Professor, das entnehme ich gut recherchierten Unterlagen, die mir vorliegen.

Sie werden schon von mir gehört und gelesen haben: Mein Name ist Dr. Melanie Stahlknecht, ich war Drogen- und Suchtbeauftragte in der Landesregierung eines an Hessen angrenzenden Bundeslandes. Inzwischen bin ich im Ruhestand, der für mich allerdings ein Unruhestand ist, da ich noch viel vorhabe. Mein Interesse gilt mittlerweile nicht mehr nur der Suchtprävention und dem Kampf gegen eine allmächtige Alkohollobby, sondern ich bin auch – angeregt durch die Fälle eines eitlen fränkischen Landbarons und einer ehemaligen Bildungsministerin – akademischen Betrugsmanövern auf der Spur, von denen es viel mehr gibt, als der normale rechtschaffene Bürger meint. Der Universitäts- und Wissenschaftsbetrieb ist von Grund auf verrottet; ehrliche Leistung zählt nicht mehr, es herrschen, wie in anderen Marktsegmenten auch, pure Käuflichkeit und freches Betrugsdenken vor. Wie gesagt: Im Zuge meiner Ermittlungen sind auch Sie in mein Visier geraten und werden demnächst wieder von mir hören.

Einstweilen freundliche Grüße

Dr. Melanie Stahlknecht

Geehrte Frau Stahlknecht, – (was für ein Name; der passt!) ... Ich danke für unfreundliche Zeilen. Nein, ich kannte Sie bisher nicht, habe auch, erfreulicherweise, noch nie etwas von Ihnen gehört. Das soll so bleiben. Beim Lesen Ihres Briefes habe ich mir, ohne es zu wollen, vorzustellen versucht, wie Sie wohl sein könnten, und bin dabei im Bild einer alten, säuerlich dreinblickenden Dame hängengeblieben. Dass Sie Ihren Ruhestand durch diverse Denunziationen aufzumöbeln versuchen, dient vermutlich Ihrem seelischen Gleichgewicht; möge es erhalten bleiben, solange es noch betrugswillige und kaufkräftige Akademiker gibt. Sie sollten nur aufpassen, gnädige Frau, dass Sie bei einer Ihrer Treibjagden nicht selbst aus dem Hinterhalt erlegt werden; bekanntlich werden Jäger, gar nicht mal so selten, für Freiwild gehalten und unfreiwillig zur Strecke gebracht. Das wünsche ich Ihnen nicht, wäre aber durchaus in der Lage, mich darüber zu freuen.

Mit akademischem Gruß: Prof. Dr. Egidius Fitzroy

Lieber Fitzroy, ich finde dich süß, obwohl oder vielleicht gerade weil es keine Fotos von dir gibt. Oder bin ich da falsch informiert?

Deine Franzi aus der Wetterau

Liebe Franzi, – Sie sind richtig informiert. Tatsächlich gibt es, außer ein paar alten Fahndungsfotos, keine Bildnisse von mir, und das kann man nur begrüßen. Wenn Sie mich nämlich in meiner ganzen umfänglichen Leibhaftigkeit sehen würden, fänden Sie mich nicht mehr süß. Versprochen. (Bleiben Sie mir aber bitte trotzdem gewogen.)

Schöne Grüße in die Wetterau – Ihr Fitzroy, der um sich selbst gern einen großen Bogen macht ...